

Der Dichter Freiligrath und seine politischen Bekenntnisse.

Der Dichter Ferdinand Freiligrath spiegelt in seinen Geisteserzeugnissen alle Wandlungen wider, die ein großer Teil des deutschen Volkes von den dreißiger bis zu den sechziger oder siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in den politischen Anschauungen durchmachte. Der romantische, der liberalisierende, der revolutionäre und der vaterländische Dichter sind in ihm alle der Reihe nach lebendig geworden, haben naturgewaltig und leidenschaftlich zum Ausdruck gestrebt und nach Gestaltung gerungen. Freiligrath, der Maler unter den Dichtern, geht von der gluthvollen Schilderung der afrikanischen Tropenwelt aus, stellt später nach mancherlei Schwankungen nicht nur seine große Kunst der leuchtenden Farbengebung, sondern auch seine wuchtige Sprache, sein tiefes deutsches Gemüt und seine ehrliebe Vaterlandsliebe gänzlich in den Dienst des politischen vormärzlichen Radikalismus, trägt dann mit männlicher Ruhe das harte Los des Verbannten im Ausland und kehrt endlich unter dem Jubel seiner Volksgenossen Ende der sechziger Jahre, ausgesöhnt mit der politischen Lage, als wackerer Vaterlandsfreund in seine deutsche Heimat zurück.

Es ist gerade in der gegenwärtigen ereignisreichen Zeit von hohem Interesse, den scheinbar widerspruchsvollen Entwicklungsgang dieses Mannes hauptsächlich im Lichte seiner eigenen Geständnisse im Zusammenhang zu überschauen.

Die außerordentlich vielgestaltigen Lebensschicksale Freiligraths können hier nur in gedrängtester Kürze angedeutet werden.

Am 17. Juni 1810 als der älteste Sohn eines Lehrers in Detmold geboren, wird der lernbegierige Junge gegen seine eigene Neigung vom strengen Vater für den Kaufmannstand bestimmt. Er tritt 1825 als Lehrling in das Kolonialgeschäft eines Oheims ein und feiert mit sechzehn Jahren die überraschende Genesung von einem schweren Brustleiden durch ein glänzendes Stegreifgedicht auf den Isländischen Moostee, den ihm der Arzt verordnet hatte. Mit achtzehn Jahren verlobt sich Ferdinand mit einer um zehn Jahre älteren Verwandten, Karoline Schwallmann. Der

Vater, der merkwürdigerweise zu der übereilten Verlobung seine Zustimmung gegeben hatte, starb schon 1829, erst 45 Jahre alt. Anfang 1832 finden wir den Dichter als Angestellten eines Großhandlungshauses in Amsterdam. Eine Reihe seiner berühmten Wissen- und Steppenpoesien, darunter die gefeiertste von allen, „Obenritt“, sind hier unter den aus allen Richtungen der Windrose auf ihn einströmenden Bildern und Vorstellungen entstanden. Die Beschäftigung mit Viktor Hugos „Orientales“ verstärkt diese Eindrücke. Seine eigenen dichterischen Erzeugnisse und seine formgewandten Übersetzungen finden in der Heimat Anklang. Der junge Kaufmann tritt mit Chamisso und Gustav Schwab in Verbindung; gleichzeitig gewinnt er an Cotta einen rührigen und leistungsfähigen Verleger.

Schon 1836 verließ Freiligrath die holländische Handelsmetropole und kehrte nach Deutschland zurück. Im Frühjahr 1839 entschloß er sich, nur noch vom Ertrag seiner Feder zu leben, wozu ihn der ausgezeichnete finanzielle Erfolg seiner veröffentlichten Gedichte zunächst in den Stand setzte, und nahm nach einer fröhlichen Wander- und Studienfahrt durch Westfalen am Rheine seinen Aufenthalt.

In Unkel, Rolandsäcker, St. Goar, Almannshausen fand der geistvolle Mann Freunde und rege Theilnahme an seinem Schaffen, nirgends aber Genügen. Im Frühjahr 1840 lernte der Dichter in Rolandsäcker seine künftige Braut Ida Melos, ein Weimarer Landeskind, kennen. Er heiratete sie im Mai des folgenden Jahres und ließ sich mit ihr in Darmstadt nieder. Der Bruch mit Karoline hat ihm heftige Seelenkämpfe gekostet, da er sich wohl bewußt war, hierdurch das Lebensglück eines ihm treu ergebenden armen Mädchens zu vernichten. Es verdient Anerkennung, daß er in Briefen an Freunde seine unedle Handlungsweise nicht im geringsten beschönigte, sondern ehrlich und voll Schmerz seine Schuld eingestand.

Am Rheine vollzog sich ganz allmählich der folgenschwere Wechsel seiner politischen Anschauungen. Vergebens suchten Geibel, Dingelstedt und andere Freunde Freiligrath von unheilvollen Schritten zurückzuhalten: der Dichter veröffentlichte sein „Glaubensbekenntnis“, verzichtete auf die ihm vom König Wilhelm IV. gewährte Pension, brach mit seinen bisherigen Freunden und flüchtete zuerst nach Belgien, dann in die Schweiz an den Züricher See. Hier trafen sich damals die unzufriedenen revolutionären Elemente, denen in der deutschen Heimat der Boden zu heiß geworden war. Eine nichts weniger als vornehme Gesellschaft, in die er trotz allem mit seinem ehrlichen Charakter nicht recht paßte. Schon 1847 ging Freiligrath für kurze

Zeit nach London. Im Revolutionsjahr 1848 kehrte er bei der ersten Kunde vom Aufstand wieder nach Deutschland zurück, gerade rechtzeitig, um beim Ausbruch des Kampfes mit dem ganzen Gewicht seines Ansehens für die Unzufriedenen Partei ergreifen zu können. Düsseldorf und Köln, die Hauptherde der rheinischen Rebellion, wurden die Stätten seiner Wirksamkeit, die „Neue Rheinische Zeitung“ in Köln das Organ für seine flammenden Kampfgesänge. Ende August ward er verhaftet. Es kam zu einem sensationellen Prozeß, der unter dem ungeheuren Jubel des Volkes mit seiner Freisprechung endete. Doch schon um die Jahreswende war das Schicksal des Aufstandes entschieden, die Sache, für die Freiligrath so leidenschaftlich gestritten, endgültig verloren.

Von neuem flüchtete nun der Dichter aus der deutschen Heimat. Diesmal wählte er England zu seinem Aufenthaltsort, das ihn und seine auf sechs Köpfe angewachsene Familie siebzehn Jahre lang beherbergen sollte. 1865 ging indes die schweizerische Bankagentur, an der Freiligrath eine Anstellung gefunden hatte, ein, und der politische Flüchtling sah sich wieder einer ungewissen Zukunft gegenüber. So entschloß er sich denn, einer Einladung von Freunden in Barmen, die in öffentlichem Aufruf zu seiner finanziellen Unterstützung aufforderten, folgend, zur Rückkehr nach Deutschland und führte diesen Plan nach Überwindung mannigfacher Schwierigkeiten im Jahre 1868 endlich aus. Die Rückkehr glich einem Triumphzug. Dem Dichter war es vergönnt, die große Zeit von 1870/71 als deutscher Thyräus in einigen schwungvollen Schlachtgesängen mitzufeiern. Seine revolutionäre Vergangenheit war vergessen, und er selbst hatte sich längst mit der Neuordnung der Dinge abgefunden. Aber seine Körperkräfte hielten mit der begeisterten Hingabe des alten Mannes an die wiedergefundene Heimat nicht mehr Schritt. Der Tod seines Lieblingssohnes Otto im Frühjahr 1873 traf den vielgeprüften Vater besonders schwer. „Bis das Unglück über uns hereinbrach, war ich ein junger Mann von 62 Jahren, jetzt bin ich ein alter Mann von 63 Jahren“, pflegte er zu sagen. Am 18. März 1876 schloß er selbst seine Augen für diese unruhige Welt. Er starb anscheinend schmerzlos an der Wassersucht.

Die Jugenderzeugnisse von Freiligraths Muse deuten die spätere Wandlung des Verfassers zum politischen Dichter noch in keiner Weise an. Diese glänzenden orientalischen Phantasiegebilde haben durch ihren Farbenreichtum, ihre glutvolle Leidenschaftlichkeit und Neuheit rasch den Namen des seltsamen Kontoristen in den gebildeten Kreisen Deutschlands bekanntgemacht.

Selbst heute bewähren manche von diesen prächtigen Schaustücken ihre Anziehungskraft und ihren hinreißenden Zauber, zumal auf junge Gemüther. „Der Mohrenfürst“, „Der Scheik am Sinai“, „Der Rossschweif“, „Wär ich im Bann von Mekkas Thoren“, „Die Steppe“, „Der Löwenritt“ und so viele andere werden bei all ihren Schwächen ihren Wert und Platz unter den romantischen Erzeugnissen der deutschen Literatur behalten. Das Fremdartige dieser dichterischen Gemälde, das Ungewöhnliche in Auffassung und Darstellung, die seltsam klingenden Reime und Wortbildungen, die echte Begeisterung des Dichters machen die Anziehungskraft dieser Poesien aus, und der Leser vergißt über solchen Vorzügen gerne, daß er hier eigentlichen Wolkengebilben nachjagt und den Boden der Wirklichkeit sehr bald unter den Füßen verliert.

Mit der Rückkehr aus Holland war für Freiligrath die romantische Periode seines Schaffens im wesentlichen abgeschlossen. Es folgten einige dichterisch unfruchtbare Jahre, in denen er zeitweilig die Lust zur Produktion fast ganz verlor, die indes allmählich den Wechsel in seiner Auffassung von der Aufgabe der Dichtkunst vorbereiteten. In dieser Zeit beschäftigte er sich viel mit den Werken der liberalen Tendenzdichter Anastasius Grün und Karl Beck und begeisterte sich für ihre Art, obgleich sie die Kunst bewußt in den Dienst der politischen Partei stellte. Mehr und mehr nahm er nun auch regen Anteil an den Geschicken des deutschen Volkes, an den Wünschen und leidenschaftlichen Erwartungen, die damals die Herzen von Tausenden bewegten. Dabei blieb er aber immer noch auf dem Standpunkt des Doktrinärs, der jede gewaltsame Umwälzung verabscheut und von der Aufgeklärtheit freisinniger Regenten alles Heil erwartet. Theoretisch war er nach wie vor ein entschiedener Gegner der politisierenden Richtung in Kunst und Poesie. Im September 1841 schrieb er an seinen Freund Levin Schücking u. a. über Herweghs agitatorische Art: „Ein famoser Kerl, aber die politische Poesie, insofern sie eine diplomatische ist, taugt eben nichts und ist von der patriotisch-politischen wohl zu distinguieren. Die Poesie soll sich eben an das Ewige, Bleibende halten und nicht immer mit dem verfluchten Dreck und Schund unseres kläglichen miserablen Menschen- und Staatslebens zu schaffen haben. Meine Kamele und Neger sind nun freilich, Gott sei's geklagt, auch just nichts Ewiges und Bleibendes, an dem man sich in die Höhe ranken könnte, aber wenn mir der liebe Gott nur etwas mehr freien Odem und ein gut Teil weniger Sorgen gibt, als ich jetzt habe, so denk ich noch was Nüchternes zu leisten.“

Fürs erste muß ich aber noch in diesem materiellen Druck, in diesem Kampf mit den Verhältnissen drinsitzen, dann wird die Geschichte nachher um so famoßer.“

Schon im November des gleichen Jahres kam es zwischen Freiligrath und Herwegh zu dem bekannten öffentlichen Streit über den Wert der Parteidichtung. Freiligrath hatte in einer seiner Poesien „Aus Spanien“ mit auffallender Entschiedenheit erklärt:

Der Dichter steht auf einer höhern Warte
Als auf den Zinnen der Partei.

Herwegh antwortete ihm in seinem Liede „Die Partei“. Er fordert darin den ehemaligen Wüsten- und Steppendichter auf, entschlossen als Vorkämpfer freiheitlicher Ideen in die politische Arena hinaufzusteigen. Freiligrath wies diese Zumutung mit Entrüstung zurück und äußerte sich im Frühjahr 1842 in einem Brief an Schücking über Herweghs Angriffe mit grimmigem Humor: „Ich bin, hol mich der Teufel, weder servil noch retrograd (jeder echte Dichter ist von selbst ein Mann des Fortschritts), aber eh ich zugebe, daß das ewig heitere Reich der Poesie fortan nur ein Streitplatz für wüßtes Parteigeschrei und politische Debatten sein soll, laß ich mich lieber in Stücke hauen.“ Einige Monate später, am 17. September, nachdem er kurz zuvor in Koblenz Friedrich Wilhelm IV. und dem Reichsverweser Erzherzog Johann vorgestellt worden, fand er in einem Schreiben an den Oberst Joseph v. Radowicz für die „herzgewinnende Freundlichkeit des Königs und der Königin, das frische, frische Wesen des Prinzen Karl und die biedere, ehrliche Art des Erzherzogs Johann“ nur Worte aufrichtiger Anerkennung.

Das Jahr 1843 bereitete den Umschwung bei Freiligrath vor. Die scharfen Maßregeln der Staatsgewalt — das Verbot der „Rheinischen Zeitung“, der „Deutschen Jahrbücher“, der „Leipziger Allgemeinen“, Herweghs Verbannung, Hoffmanns Absetzung ohne Pension — stimmten den begeisterten Vaterlandsfreund traurig, obwohl er die Hauptschuld damals noch der sinnlosen Kraßmeierei Herweghs und anderer Aufwiegler zuschrieb. „Stichluft oben und Stielluft unten — was soll aus dieser Misere Gutes kommen“, heißt es in einem Schreiben an Schücking. Schon am 3. Februar 1844 legt er aber dem gleichen Freund gegenüber das Geständnis ab: „Es würde die Grenzen dieses Briefes überschreiten, wenn ich Dir hier entwickeln wollte, wie ich, seit wir uns zuletzt sahen, durch Studium, Nachdenken und vor unsern Augen täglich sich zutragende Fakten immer weiter

links gedrängt worden bin; wie ich, ohne die Revolution zu wollen, dennoch einsehe, daß die Reform nothut, und wie es mir, namentlich durch die jüngsten Landtagsabschiede und so manches andere, klar geworden ist, daß ein Dichter wie der gute Emanuel z. B. in seiner konservativen Unschuld doch am Ende nur dem rohesten Absolutismus in die Hände arbeitet. Ich muß es los sein, ich will meiner Überzeugung gemäß die reine unzweideutige Stellung einnehmen, nach der meine Ehrlichkeit lechzt; ich schlage dem Faß den Boden ein. Mag dann daraus entstehen, was da will.“ An Geibel selbst aber schrieb Freiligrath wenige Tage später, am 26. Februar, voll Ingrimms wegen der Eingriffe der Zensur in seine eigene Produktion: „Eine wahre Schmach! Mich wurmt solches Zertreten des Gedankens mehr, als es Dich zu wurmen scheint. Ich begreife Dein ‚Gern entsagt er jenen Viedern‘ auf Seite 49 der ‚Zeitstimmen‘ wahrhaftig nicht. Was mir ein Gott zu guter Stunde gegeben hat, was aus dem Innersten meiner Überzeugung, aus den reinsten Tiefen meines Herzens herborgequollen ist, dem entsag ich nicht, und sollt ich's in Straßburg oder in der Schweiz drucken lassen. Schmerzlich genug, daß man sich in solcher Weise flüchten muß! Aber die Schuld ist nicht auf unserer Seite!“ Der Brief schließt mit den Worten, die für die edle Grundstimmung seines Wesens bezeichnend sind und sich in ähnlicher Form öfter in seinen Briefen an frühere Freunde finden: „Gott mit dir, Emanuel! Das versteht sich von selbst, daß wir uns lieb behalten, auch wenn wir im Gewirr des Kampfes plötzlich Mann gegen Mann stehen sollten. Blankes, reines Schwert, das ist die Hauptsache, mag es dann hüben oder drüben leuchten.“

Ein Brief vom 18. August an J. P. Eckermann in Weimar spielt bereits auf die inzwischen erfolgte Veröffentlichung des „Glaubensbekenntnisses“ an, womit Freiligrath das Tischtuch zwischen sich und seinen Freunden zerschnitten hatte. Der Dichter bemerkt bei dieser Gelegenheit sarkastisch, daß er unter solchen Umständen natürlich nicht auf eine Versorgung in Weimar rechnen könne. Einen harten und wohl auch ungerechten Vorwurf, den der Freundeskreis gegen ihn erhoben hatte, weist Freiligrath am 11. Dezember von Brüssel aus in einem längeren Schreiben an Schücking mit den Worten zurück: „Wenn ich mich influenzieren ließe, warum hast denn Du, warum hat Geibel, warum der Landrat Heuberger nicht irgendwie einen entscheidenden Einfluß auf mich ausgeübt? Ihr seid allzusammen Narren! Was ich bin, bin ich durch mich selbst und durch den König von Preußen. Der ist der ärgste Demagogenfabrikant.“

Mit der Herausgabe seines Buches „Ein Glaubensbekenntnis“, das um die Mitte des Jahres 1844 erschien, beginnt die radikale Periode im Schaffen und Leben des Dichters. Das Vorwort ist datiert: „Aßmannshausen, Mai 1844.“ Der Verfasser schreibt hier, daß „die jüngste Wendung“ in seinem engeren Vaterlande Preußen ihn überaus schmerzlich enttäuscht und zu dieser Veröffentlichung veranlaßt habe. Er bekennt sich jetzt offen zur Opposition auf politischem Gebiet, will aber auch den „Umweg“, den er vor Erreichung dieses Standpunktes einschlug, nicht verleugnen. Daher sind im „Glaubensbekenntnis“ auch mehrere gemäßigt-liberale Beiträge, ja selbst seine gegen den Revolutionär Herwegh gerichteten Kampferse aufgenommen. Der Verfasser sucht also über seine Vergangenheit keineswegs hinwegzutäuschen, huldigt aber nun einer radikaleren Anschauung und wählt als Motto die Verse:

Dem Verfluchten offne Frage,
Das Verfluchte frisch in Fluß!

In die Sticlucht dieser Tage
Dieses Büchleins festen Schuß!

Ja er gesteht ein, daß er damit nun doch von jener „höheren Warte“ auf die „Zinnen der Partei“ herabsteige.

Einige von den Stücken kann man als die poetische Huldigung Freiligraths an die Romantik bezeichnen („Zu Immermanns Gedächtnis“, „Ein Flecken am Rhein“ u. a.). Freilich ist es eine Huldigung mit Vorbehalten. In dem Gedicht „Ein Flecken am Rhein“ (September 1842), das sein poetisches Bekenntnis enthält, spendet er der Romantik begeistertes Lob, aber es ist ein Nachruf, den er ihr widmet, keine Anrede an eine noch Lebende. Darüber darf das freundliche „Grüß dir, Romantik!“, womit die Dichtung beginnt, nicht hinwegtäuschen, selbst wenn sie nicht mit der offenen Aufforderung schließt: „Nennst für Brentano es ein Totenamt.“ Brentano, der ein Vierteljahr zuvor, am 28. Juli 1842, das Zeitliche gesegnet hatte, war ein aufrichtiger Bewunderer der Muse Freiligraths gewesen, aber nur solange der westfälische Dichter sich von der ausgesprochen politischen Art der Poesie fernhielt; die spätere scharfe Schwenkung nach links hat er übrigens nicht mehr erlebt.

Auch der feurige und ehrliche Patriotismus des Verfassers kommt in einigen dieser Poesien voll zur Geltung („Am Baum der Menschheit“, „Zwei Flaggen“, „Flottenträume“). Die parteipolitischen Gedichte bilden aber doch den Grundstoß und Kern der ganzen Sammlung und mußten die regierenden Kreise tief verstimmen. Mit schonungslosem Sarkasmus behandelt z. B. „Im Irrenhause“ die verhaßte Zensur, die Satire „Von acht Rossen“

warnet die Machthaber vor der sinnlosen Drangsalierung der acht preussischen Provinzen und schließt mit einer Drohung. „Hamlet“ zieht den berühmten Vergleich zwischen dem tatenlosen dänischen Prinzen und dem unentschiedenen politischen Deutschland, das programmatische Gedicht „An Hoffmann von Fallersleben“ aber enthält bereits das Geständnis:

Vom Gedanken bis zur Tat
Schlug ich dreist die Brücke;

Haben steh ich, und kein Pfad
Führt mich je zurücke!

Um indes vollends keinen Zweifel mehr über die bewußt oppositionelle Tendenz seiner Veröffentlichung aufkommen zu lassen, schrieb der Verfasser in „Vorläufig zum Schluß“:

Zu Altmannshausen in der Kron',
Wo mancher Durst'ge schon gezecht,

Da macht ich gegen eine Kron'
Dies Büchlein für den Druck zurecht!

Freiligrath wußte wohl, daß nach Erscheinen des „Glaubensbekenntnisses“ seines Bleibens in Deutschland nicht mehr war. Er reiste nach dem Abschied von seinen Verwandten in Westfalen zuerst nach Belgien, dann zu den übrigen politischen deutschen Flüchtlingen in die Schweiz. Am Züricher See verfaßte er dann die revolutionärste seiner Schriften, die kleine Gedichtesammlung *Ca ira* und sandte sie 1846 als Brandfackel in das gärende Deutschland. Er forderte hier offen zur Erstürmung der Zeughäuser und zum bewaffneten Widerstand gegen die Staatsgewalt auf. Literarisch gehört das Werklein zum schwächsten, was der Dichter geschaffen hat.

Viel bedeutender sind seine „Neueren politischen und sozialen Gedichte“, die in zwei Teilen 1849 und 1851 erschienen und die Revolutionsjahre 1848 und 1849 in der glühenden Sprache der deutschen Demokraten verherrlichen. Schon bei der ersten Runde von dem Ausbruch der aufrührerischen Bewegung in den Rheinlanden hatte Freiligrath an Buchner voll Enthusiasmus geschrieben: „Ich muß Ihnen doch in diesen großen, stolzen, geschichtlichen Tagen die Hand drücken. Mitten im Donner dieses erhabenen demokratischen Gewitters, dessen Ausbruch wir alle geahnt haben, aber doch in dieser Stärke und Allgemeinheit nicht voraussehen konnten!“ Er kehrt nun nach Deutschland zurück, „gleich gerüstet auf Prozeßprozesse wie auf weitere Barrikaden“.

Ganz diesen Charakter trägt auch seine Gedichtesammlung, die zweifellos die glänzendsten Erzeugnisse seiner politischen Dichtkunst enthält. Einige dieser Stücke wie „Schwarz-Rot-Gold“, „Ein Lied vom Tode“, „Trotz alledem“, besonders aber das schauerliche „Die Toten an die Lebenden“,

daß in vielen Tausenden von Exemplaren unter den unzufriedenen Massen verbreitet wurde und dem Dichter einen sensationellen Prozeß eintrug, überraschen noch heute durch die Wucht in Ausdruck und Empfindung:

Die Kugel mitten in der Brust, die Stirne breit gespalten,
So habt ihr uns auf blut'gem Brett hoch in die Luft gehalten!
Hoch in die Luft mit wildem Schrei, daß unsre Schmerzgebärde
Dem, der zu töten uns befahl, ein Fluch auf ewig werde!
Daß er sie sehe, Tag und Nacht, im Wachen und im Traume —
Im Öffnen seines Bibelbuchs wie im Champagner Schaume! ...

Auch sein klühes „Abschiedswort“ in der letzten Nummer der revolutionären „Neuen Rheinischen Zeitung“ vom 19. Mai 1849 nötigt trotz der Sache, die es verherrlicht, ehrliche Bewunderung ab:

| | |
|---|--|
| Rein offner Hieb in offner Schlacht — | Aus dem Dunkel flog der tödende Schaft, |
| Es fällen die Rücken und Lücken, | Aus dem Hinterhalt fielen die Streiche — |
| Es fällt mich die schleichende Niedertracht | Und so lieg' ich nun da in meiner Kraft, |
| Der schmutzigen Westkalmücken! | Eine stolze Rebellenleiche! |

Auf der Lippe den Troß und den zuckenden Hohn,
In der Hand den blizenden Degen,
Noch im Sterben rufend: Die Rebellion! —
So bin ich mit Ehren erlegen. ...

Fast noch kräftiger und echter ist das Requiescat, das er einem Gefinnungsgenossen nachruft, der als Proletarier des Geistes gleich dem Dichter selbst einen Verzweiflungskampf ums Leben führt, aber schließlich unter der ungeheuern Bürde zusammenbricht:

Dennoch, ob sein Herz auch schrie,
Blieb er tapfer, blieb ergeben:
„Dieses auch ist Poesie,
Denn es ist das Menschenleben!“
Und wenn gar der Mut ihm sank,
Hielt er fest sich an dem einen:
„Meine Ehre wahr!' ich blank!
Was ich tu', ist für die Meinen!“

Endlich ließ ihn doch die Kraft!
Aus sein Ringen, aus sein Schaffen!
Nur zuweilen, fieberhaft,
Konnt' er noch empor sich raffen!
Nachts oft von der Muse Ruß
Fühlt' er seine Schläfe pochen:
Frei dann flog sein Genius,
Den des Tages Drang gebrochen!

Dang jetzt ruht er unterm Rain,
Drauf im Gras die Winde wählen;
Ohne Kreuz und ohne Stein
Schläft er aus auf seinen Pfühlen.
Rotgeweinten Angesichts
Irrt sein Weib und irrt sein Samen —
Bettlerkinder erben nichts
Als des Vaters reinen Namen!

Ruhm und Ehre jedem Fleiß!
Ehre jeder Hand voll Schwielen!
Ehre jedem Tropfen Schweiß,
Der in Hütten fällt und Mühlen!
Ehre jeder nassen Stirn
Hinterm Pfluge! — Doch auch dessen,
Der mit Schädel und mit Hirn
Hungernd pflügt, sei nicht vergessen.

Das Gedicht ist 1846 in der Schweiz entstanden. Es könnte aber geradesogut als Stimmungsbild aus der ersten Zeit des Aufenthalts in

England bezeichnet werden. Die Hoffnungen auf den Sieg der Revolution in Deutschland waren endgültig vernichtet, die Revolutionäre selbst getötet, eingeschüchtert oder in alle Welt zerstreut und untereinander uneinig, die Nahrungsjorgen zwangen den hochstrebenden Dichter zu dem prosaischen Dienst eines Bankkommis. Erst nach und nach erwarb sich der Flüchtling wieder eine bescheidene Existenz.

Obwohl Freiligrath in England später eine zweite Heimat gefunden hatte, so blieb er doch all diese Jahre hindurch seinem deutschen Vaterlande treu. Am 11. Februar 1856 berichtete er von London aus an seinen Freund und späteren Biographen Buchner: „Das Schlimmste ist nur, daß man gezwungen ist, die schönen Cottaschen Honorärchen im teuersten Lande Europas springen zu lassen. Wir haben schon manchmal wieder an die Schweiz gedacht. Es ist da billiger, deutscher, und man hat mehr Luft und Licht und Himmel. — Im Mai bin ich jetzt wieder fünf Jahre in England. Das Resultat ist, daß ich Deutschland lieber habe als sonst. Ich habe kein weiches Heimweh und verlange gewiß nicht zurückzukehren, außer wenn es mit Ehren möglich ist, aber das Gefühl, in der Fremde zu sein, macht sich mit jedem Jahr fühlbarer.“

So wirkte die lange, harte Zeit der Verbannung läuternd auf die Gemütsstimmung und die politischen Anschauungen Freiligraths. Mehr und mehr wandte sich der Dichter von seinen bisherigen revolutionären Freunden ab und wurde dafür von ihnen mit Vorwürfen überhäuft. Mit Rinkel kam es zu einer scharfen brieflichen Auseinandersetzung. Der durch trübe Erfahrungen gereifte Freiligrath gab dabei dem jugendlichen Stillermer den Rat: Weniger politisches Gerede und mehr stille, zähe Arbeit! Er selbst fing an, die Richtigkeit seines bisherigen politischen Ideals einer deutschen Republik zu bezweifeln. Dennoch mochte er nicht ganz auf seinen alten Rebellentroz verzichten. In einem Brief vom 26. September 1866 lesen wir: „Aus ‚Nadel und Draht‘ hast Du gesehen, daß mich die Erfolge der preussischen Waffen nicht mit fortgerissen haben. Ich bewundere die Tapferkeit des Heeres, aber ich perhorresziere die selbstischen Zwecke der Hohenzollern und ihrer Berater. Ich sehe Zarismus und Prätorianismus voraus. Nach außen mögen beide der Stellung Preußens und Deutschlands Respekt verschaffen, aber nach innen wird noch auf lange hin an keine wahrhaft freiheitliche Entwicklung zu denken sein. Die Kleinstaaterie taugte den Teufel nicht, aber der Cäsarismus ist noch schlimmer.“

Es nimmt sich diese Äußerung fast wie ein Rückzugsgefecht des alten Preußenhaffers aus, und man hat das Gefühl, daß es nur eines ehrenvollen Entgegenkommens von seiten seiner Landsleute bedarf, um den ehrlichen Hauden gen ganz für die neue Lage der Dinge im Vaterland zu gewinnen. Durch den Aufruf seiner Varmer Freunde und die überraschende Unterstützung, die derselbe in allen Kreisen des deutschen Volkes fand — es wurden ihm fast 60 000 Taler als Ehrengabe übermittelt —, war für den Verbannten die Brücke zur Heimat geschlagen. Der glänzende Empfang, der ihm bei seiner Rückkehr im Jahre 1868 zuteil wurde, und der Deutsch-französische Krieg, welcher die deutschen Stämme einigte, räumten dann vollends mit dem Nest der Verärgerung beim ehemaligen Revolutionär auf. Freiligrath erscheint von da an nur mehr als patriotischer Sänger, und seine „Trompete von Gravelotte“ schmetterte zugleich mit der Kunde von deutschen Heldentaten auch den Namen des einst von vielen seiner Landsleute geachteten Dichters wieder in alle Gauen. Sein politischer Traum von einer allgemeinen deutschen Republik hatte sich zwar nicht verwirklicht und auch die poetischen „Flottenträume“ sollten erst Jahrzehnte nach seinem Tode zur Tat werden, aber es war doch, nach seinem Dafürhalten, jetzt schon eine Neugestaltung der Verhältnisse eingetreten, die Freiligrath bereits 1862 in einer Erwiderung auf Rinkels Angriffe als annehmbar bezeichnet hatte, falls die Errichtung einer Demokratie unüberwindlichen Hindernissen begegnen sollte. Diese Forderung lautete: Monarchie mit starken Garantien bürgerlicher Freiheit.

Das Herabsteigen in die Arena des Parteikampfes hat Freiligrath zweifellos geschadet, aber seltsamerweise weniger dem Dichter als dem Menschen. Am meisten mußte das Charakterbild leiden, das sich die Nachwelt von diesem unruhigen Feuerkopfe auf Grund seiner häufigen politischen Wandlungen machte. Während die besten unter Freiligraths revolutionären Poesien trotz der starken Beimischung von demagogischer Rhetorik zugleich den Höhepunkt seines künstlerischen Schaffens darstellen, hat ihr Verfasser selbst im ethischen Werturteil der Leser nicht gewonnen. Es liegt wie ein Verhängnis über dem Wirken dieses reichbegabten Geistes, daß Freiligrath, der wie kein zweiter im Leben und Dichten Wucht und Männlichkeit liebte, der deutsche Kraft und deutsche Treue wieder und wieder im Niede feierte, durch die Macht der Verhältnisse jene vielen Metamorphosen von Anschauungen in sich vollzog, die mit dem Begriff von Charakterfestigkeit kaum noch zu vereinbaren sind, ja zuweilen in un-

lösbarem Widerspruch zu stehen scheinen. Der innere Streit zwischen Beruf und Neigung, zwischen den hohen, selbstgewählten Zielen, die ihm vorschwebten, und den kleinlichen Nahrungsjorgen, die ihn Tag und Nacht verfolgten, auch das lastende Bewußtsein von Schuld gegenüber seiner ersten Verlobten, mögen hauptsächlich zu dieser Tragik eines vielverheißenden Dichterlebens beigetragen haben. Sie brachten ein zwiespältiges Element in seine sonst gerade, kerndeutsche Natur, das in Verbindung mit einem reizbaren Temperament Freiligrath zu unüberlegten Schritten verleitete, Schritte, die nicht mehr rückgängig gemacht werden konnten.

Trotz all dieser Fehler, zu denen man noch für die Zeit des Kulturkampfes Freiligraths bedauerliche Verständnislosigkeit gegenüber den Klagen und Wünschen seiner katholischen Landsleute rechnen muß, entbehrt sein Wesen nicht eines einheitlichen, markanten Grundzugs, der dem Manne zur Ehre gereicht und uns mit manchen seiner weniger erfreulichen Eigenheiten wieder versöhnt. Es ist dies seine aufrichtige, opferfrohe und feurige Vaterlandsliebe. Sie hat ihn keinen Augenblick im Stich gelassen, in Köln und Düsseldorf als Vorkämpfer des Radikalismus ebensowenig als in den siebenzehn Jahren seiner Verbannung in England. Wenn er dabei dem Lande seiner Geburt, dem sein ganzes Lebenswerk galt, zeitweilig schadete, so geschah es, weil er glaubte, ihm so am wirksamsten zu nützen. Was er für wahr hielt, sprach er offen aus, was er für recht hielt, führte er furchtlos durch. Ohne ängstlichen Seitenblick auf eigenen Vorteil ordnete er willig die persönlichen Interessen dem Wohle des Ganzen unter. Seine Fehler waren Fehler des Temperaments und erscheinen um so verzeihlicher, als sie mit der edelsten Eigenschaft dieses deutschen Patrioten, der Ehrlichkeit und Offenheit seines Wesens, eng verknüpft sind. Das deutsche Volk hat dies zu Lebzeiten des Dichters sehr wohl herausgefühlt und ihm seine Anhänglichkeit durch alle Wechselfälle treu bewahrt. Darum konnte später der Sechzigjährige in der Ode „An Deutschland“ mit Rücksicht auf seine alten „Niederkerzen“ wahrheitsgemäß verkünden:

Du aber hast in allen
Die Liebe zu dir erkannt:
Drum haben sie dir gefallen,
Drum gabst du mir treu die Hand!

Drum hab ich seit frühen Jahren,
Als Jüngling und als Mann,
Auch Liebe von dir erfahren, —
Mehr, als ich danken kann!

Alois Stodmann S. J.